Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Kohlennoth in Frankreich.

Defizit 32 Millionen Tonnen.

Ein Appell an die Hüttenwerke und die Eisenbahngesellschaften.

Der bekannte Senator und Bürgermeister von Lyon, Edouard Herriot veröffentlicht seinen im „Journal" einen Aufsatz, der in Wirklichkeit ein Notschrei ist. Unter dem Titel „La question du Charbon" behandelt er die für Frankreich so dringliche — man ist fast versucht zu sagen: so brennende — Kohlenfrage, die er als das wichtigste Ökonomische Problem bezeichnet. In normalen Zeiten verbraucht Frankreich jährlich 60 Millionen Tonnen Kohle, von denen 18,7 pCt. von den Eisenbahnen, 8 pCt. von der Bergbauindustrie, 2,6 pCt. von der Handelsmarine, 7,4 pCt. von den Gaswerken, 19,2 pCt. für häusliche Zwecke und der Rest von den übrigen Industrien konsumirt werden. Von diesen insgesammt 60 Millionen Tonnen lieferten die französischen Bergwerke 40 Millionen, während das restliche Drittel von England (10 Millionen), Deutschland (6 Millionen) und Belgien (4 Millionen) eingeführt wurde.

Die Besetzung der für die Kohlenindustrie so überaus wichtigen Provinzen durch unsere Truppen und der Leutemangel in Frankreich bringen es mit sich, daß die diesjährige französische Kohlenproduktion auf höchstens 18 Millionen Tonnen veranschlagt werden kann. Daß Deutschland und Belgien dieses Mal ganz ausscheiden, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es ergiebt sich somit ein Manko von 40 minus 18 Millionen Tonnen = 22 Millionen zuzüglich der von Deutschland und Belgien sonst hereinkommenden 10 Millionen, insgesammt also ein Defizit von 32 Millionen Tonnen! Das erforderliche Quantum ins Land zu bekommen, ist nicht so schwer, da Frankreich ja von dem Bezuge überseeischer Waaren nicht abgeschnitten ist. Aber die Preise! Es ist doch offenbar, daß die vom Auslande kommende Kohle nicht zu den gleichen Preisen wie die heimische geliefert werden kann. Der Preis der französischen Nordkohle stellt sich auf 28 Frcs., während die eingeführte Hausbrandkohle in allen Häfen 52 Frcs. kostet! Also mehr als das Doppelte!

Was im besonderen Paris anbelangt, so scheint der Präfekt der Seine eine Anleihe aufnehmen zu wollen, um Kohlenvorräthe anzuschaffen, die bei Anbruch der rauhen Jahreszeit an die Bedürftigen, sei es unentgeltlich, sei es zu niedrigen Preisen, vertheilt bzw. verkauft werden sollen. Wie aber wird man gegenüber der Gesammtheit der französischen Verbraucher verfahren? Es besteht die große Gefahr, daß die ganze nationale Produktion von den Großhändlern und Spekulanten aufgekauft wird. Die Folge davon wäre, daß der kleine und mittlere Verbraucher auf den Konsum der vom Ausland eingeführten fremden Kohle angewiesen und gezwungen wäre, die dafür geforderten hohen Preise zu zahlen. Und die Lage der Armen und des Mittelstandes in Frankreich ist ohnedhin schwer genug!

Es wäre verständlich, wenn sich der französische Staat das Recht vorbehielte, für seine eigenen Bedürfnisse nur einheimische Kohle zu verwenden. Es wäre verständlich, weil jede seitens des Staates gemachte Ersparnis in letzter Linie der Gesammtheit des Volkes zugute kommt. Der Staat aber verzichtet darauf, von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen. Auf seinen Eisenbahnen beispielsweise wird englische Kohle verfeuert. „Dieses Beispiel muß auch von anderen befolgt werden," ruft Herriot aus. —

Aber da liegen gerade die Schwierigkeiten. Die Hüttenwerke, die Eisenbahngesellschaften, die Gaswerke — sie alle haben Verträge mit dem Staat. Es ist so leicht für sie, sich mit französischer Kohle zu versorgen. Und nun verlangt Herriot von diesen großen Organisationen, einen Theil von der Last, die auf der ganzen Nation liegt, freiwillig auf sich zu nehmen. Die Höhe der nationalen Produktion solle durch eine mindestens gleich hohe Einfuhr ausländischer Kohle ergänzt werden. Und jede Gesellschaft solle höchstens die Hälfte ihres Bedarfs bei den französischen Bergwerken eindecken, für die andere Hälfte aber ausländische Kohle kaufen.

Ich weiß, so schließt Herriot, daß im Ministerium der öffentlichen Arbeiten ein seiner Kopf sitzt, der eine theoretisch befriedigende Lösung versucht. Für unseren Theil würden wir uns mit einem Programm begnügen, das das Ergebnis hätte, einen Durchschnittspreis für Kohle zu erzielen. Die Schwierigkeiten der Ausführung sind ziemlich zahlreich, keine aber ist unlösbar. Was wir wollen, ist, daß der kleine Verbraucher, daß die Familie des Eingezogenen nicht allein die Folgen der Thatsache, daß ein Theil unseres Territoriums okkupirt ist, zu tragen haben. Versprechen wir nichts Unmögliches. Zu denselben Bedingungen wie in früheren Jahren werden wir die Kohle dieses Mal nicht haben. Aber theilen wir wenigstens brüderlich die Erzeugnisse des heimischen Bodens! Mögen die Großkonsumenten über ihre Pflicht nachdenken! Und möge es nicht erst zu Zwangsmaßregeln kommen!

Soweit Herr Herriot. Sein Appell an die Großen ist sicherlich wohlgemeint. Ob er erhört werden wird? Das ist die Frage! In Bezug auf die „liberté" ist sich in Frankreich alle Welt so ziemlich einig. Aber „égalité" und „fraternité", wenn es sich ums Zahlen handelt? Vous voulez rire Monsieur Herriot...!

Eine fette Ente.

Der frei erfundene Streik in den Krupp-Werken.

Mitte Juli gährte es sehr bedenklich unter den Arbeitern in England. In Wales einem die Kohlenbergleute, trotz der Drohungen der Regierung, an den Streik — die Herren in Downing Street hatten einen großen Staff gemacht und waren damit davongelaufen; die Arbeiter hatten den Bluff erkannt, hatten sich nicht einschüchtern lassen und zwangen die deutsche Regierung, klein beizugeben.

Die Sache ließ sich nicht, wie der „Nacrious"-Untergang, vertuschen und die Alliirten mußten schleunigst etwas erfinden, was diese Meldung balancirte. London schickte diesbezüglichen Befehl nach Paris und via Genf wurde darauf folgendes gemeldet: „Ein hier eingelaufener Bericht meldet, daß die Arbeiter in den Krupp-Werken in Essen mit einem Streik drohen, wenn ihnen nicht höhere Löhne und kürzere Stunden bewilligt werden. Die Frankfurter Zeitung bemerkt, bei Besprechung der Forderungen der Krupp-Arbeiter, daß die höheren Löhne bewilligt werden sollten."

Das Zitiren der „Frankfurter Zeitung", der zuverlässigsten deutschen Zeitung, gab der Meldung den Schein höherer Glaubwürdigkeit — trotzdem zweifelten wir an ihrer Richtigkeit.

Wir bezweifelten die Richtigkeit der Meldung, und wie berechtigt dieser Zweifel war, erhellt aus folgender Erklärung der „Frankfurter Zeitung":

„Eine der frechsten Enten, die aus dem reichlich versehenen Geflügelhof der Ententepresse aufgeflogen ist, hat dieser Tage die glücklichen Leser der Pariser Blätter erquickt. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als einen bevorstehenden Generalstreik bei Krupp, dessen Arbeiter so unzufrieden seien, daß sie das Fabrikmaterial zu zerstören drohten, wenn man ihre Forderungen nicht augenblicklich erfülle. Die Lage sei höchst bedenklich und man habe bereits mehrere Regimenter nach Essen geworfen, um die Widerspenstigen zu zähmen! Die faustdicke Lüge dünkte dem Individuum selber, das sie erfand, so unwahrscheinlich, daß er das Bedürfnis fühlte, sie durch ein deutsches Zeugnis zu bekräftigen, wie es ja überhaupt eine beliebte Uebung der Entente-Presse ist, ihren Lesern gefälschte oder von Grund auf erlogene Zitate aus deutschen Zeitungen vorzusetzen. Das letztere trifft auf den gegenwärtigen Fall zu. „La „Gazette de Francfort" insiste sur le caractère sérieux de la situation et conseille à l'administration Krupp d'accéder aux demandes de ses ouvriers", zu deutsch: „Die „Frankfurter Zeitung" betont den ernsten Charakter der Lage und räth der Verwaltung des Hauses Krupp, den Forderungen ihrer Arbeiter nachzugeben." So liest man im „Temps" vom 17. Juli unter der Ueberschrift Allemagne und dem Untertitel Chez Krupp. Es ist nöthig, hier genau zu zitiren, denn es giebt vielleicht noch immer einige Personen, die das führende Blatt Frankreichs eines so krassen und plumpen Betrugs für unfähig halten möchten. Aber der „Temps", den der Krieg auch sonst jedes journalistischen Anstandsgefühls beraubt hat, der „Temps", der ein Gutachten des Internationalen Rothen Kreuzes wissentlich fälschte und auf dem Automobil des Deutschen Kaisers die Aufschrift „Wilhelm, Kaiser der Welt" stehen sah, er unterschied sich auch in diesem Fall von den übrigen Pariser Blättern nur dadurch, daß diese die Meldung aus einer angeblichen englischen Quelle brachten, während der „Temps" sie ganz auf eigene Rechnung übernahm, um das Verdienst der Fälschung mit niemand andern theilen zu müssen. Was uns anbetrifft, so dürfen wir es als ausgezeichnetes Symptom begrüßen, wenn man die französischen Herzen mit so jämmerlichen Mitteln glaubt beleben zu müssen."

292 Handelsschiffe versenkt.

Berlin, 27. Juli. In der englischen Presse wird die Nachricht verbreitet, daß in den bisherigen 22 Wochen des Unterseebootkrieges 98 englische und 95 neutrale Handelsschiffe versenkt worden seien. Wie das W. T.-B. von zuständiger Stelle erfahren, stimmen die Zahlen nicht. Es sind vielmehr bis zum 25. Juli von deutschen Unterseebooten im Kriegsgebiet versenkt worden: 229 englische, 30 andere feindliche Schiffe, sechs mit feindlichen verwechselte neutrale Schiffe. Außer diesen neutralen Schiffen sind weitere 27 neutrale Schiffe von deutschen U-Booten angehalten, untersucht und wegen Führens von Bannwaare nach dem Prisengericht versenkt worden, da sie nicht eingebracht werden konnten. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß außerdem drei neutrale Schiffe von deutschen Unterseebooten infolge von Verwechselungen angeschossen wurden, aber nicht versenkt sind.

* * *

Bayerische Schießscheiben.

Namhafte Künstler Münchens, wie Professor Grützner, Professor Defregger, Professor Angelo Jank, Professor Leo Putz, Professor W. Firle, Professor Habermann u. a. m., haben auf Veranlassung des Hauptmanns und Kompagniechefs Ferber des bayerischen Infanterieregiments No. 23 Kriegskünstlerscheiben gestiftet. Das Eintrittsgeld wird zur Stärkung des Unterstützungsfonds von Hinterbliebenen gefallener Unteroffiziere des 2. bayerischen Infanterieregiments in München verwendet. Eine Ausstellung der Schießscheiben fand bereits in München statt. Der König von Bayern besuchte sie und äußerte sich ebenso wie die Münchener Presse sehr lobend sowohl über die Art des Unternehmens wie über die künstlerischen Qualitäten.

Landerschätzen und gutsitzende Bauern.

Im Kreisamer „Gau" berichtet der Landwirthschaftsminister Dr. Hoche über eine ganz eigenartige Kriegserfahrung. Während der russischen Invasion im nordöstlichen Theil des Bezirks Kalinkapenen sind eine kleine Abtheilung von einem Landwehrbataillon von der Hauptkriegsgefangenen in die hintern Wälder. Die Bauern aus den umliegenden Dörfern versteckten die Tiroler heimlich mit Erdäpfeln, Milch und Zubrot und führten sie von Dorfbad zu Dorfbad. Aber die tapfern Tiroler blieben nicht untätig: eine russische Patrouille um die andere wurde von den treffsicheren Schützen niedergeknallt. Die Russen veranstalteten fürchterliche Treibjagden, aber die Bauern versteckten es jedesmal, ihre Schützlinge rechtzeitig zu verbergen. So verbrachten denn die Tiroler sechs schwere Wintermonate in den Waldungen, von allen Seiten vom Feind umgeben, bis am 13. Mai die Erlösung kam.

* * *

Täglich 14.3 Millionen Feldpostsendungen.

Die Zahl der Feldpostsendungen ist noch immer im Steigen begriffen. Nach einer am 24. Juni vorgenommenen Zählung sind an diesem Tage aus Deutschland 8.5 Millionen Feldpostsendungen nach dem Felde abgegangen. Davon waren 5.9 Millionen portofreie Briefe und Postkarten und 2.6 Millionen frankierte Feldpostbriefe und Feldpostpäckchen. Da nach einer Mitte Mai vorgenommenen Ermittelung im Felde selbst 5.8 Millionen Feldpostbriefsendungen täglich aufgeliefert werden, umfaßt der gesammte Feldpostbriefverkehr täglich 14.3 Millionen Sendungen. Von den in der Heimath aufgelieferten Feldpostbriefen müssen immer noch täglich gegen 35,000 Sendungen von den Postsammelstellen nach dem Aufgabeort zurückgeleitet werden, da sie mangelhaft adressirt oder so schlecht verpackt sind, daß sie nicht ins Feld geschickt werden können. Das Publikum wird daher von neuem ersucht, der richtigen Adressirung und sachgemäßen Verpackung der Feldpostsendungen die größte Sorgfalt zuzuwenden.

* * *

Mit einem künstlichen Bein im Feld.

Ein deutscher Hauptmann, der in diesem Krieg ein Bein verloren hat, konnte nunmehr, dank einem künstlichen Bein, wieder ins Feld rücken. Infolge eines Granatschusses war ihm das linke Bein oberhalb des Kniees amputirt worden. Vom Königsberger Chirurgen Prof. E. Hoeftmann wurde er in drei Monaten vollkommen hergestellt und erhielt ein von dem Gelehrten selbst konstruirtes Bein, das bei jeder Belastung von oben das künstliche Kniegelenk in Streckstellung fixirt und ein sicheres Auftreten erlaubt; er ist bereits wieder imstande, sein Pferd zu besteigen.

* * *

Die deutschen Barbaren.

An der letzten Beerdigung verstorbener französischer Verwundeter in Offenburg i. B. nahm jeweils als Vertreter der Stadt der sozialdemokratische Stadtrath Monsch theil und legte mit warmempfundenen Worten einen Kranz nieder. Als dieser Tage drei leichtverwundete französische Gefangene die Erlaubnis erhielten, der Ruhestätte ihrer Landsleute einen Besuch abzustatten und sahen, daß deutsche und französische Krieger nebeneinander in schön geschmückten Einzelgräbern ruhen, brachen sie in Thränen aus. Eine solche liebevolle Ehrung hatten sie, wie sie sagten, nicht erwartet, sondern geglaubt, die Franzosen würden in einer vergessenen Ecke des Friedhofs verscharrt.

* * *

Jugendlicher Kriegsabenteurer.

Ein 12jähriger Kriegsabenteurer ist in Spinemünde aufgegriffen worden. Auf dem dortigen Bahnhof erregte ein Knabe in Pfadfindertracht, der mit dem letzten Zuge von Stettin eingetroffen war, die Aufmerksamkeit der Bahnbeamten. Nach seinem Reiseziel gefragt, machte der Knabe zunächst ausweichende und unglaubwürdige Angaben; er erklärte schließlich, daß ihn die Heldenthaten und Erfolge der Unterseeboote so begeistert hätten, daß es ihn zu Hause nicht länger gelitten habe, und daß er auf dem Wege sei, sich bei der Marine als Kriegsfreiwilliger zu melden. Auch über seine Personalien machte der Schüler falsche Angaben. Die Polizei konnte aber bald feststellen, daß der junge Abenteurer der 12jährige Schüler Hermann Scharf aus Zillerthal im Harz war. Der Ausreißer wurde in Schutzhaft genommen. Er ist inzwischen von seinem Vater abgeholt worden.

* * *

Sie gab alles.

Im Briefkasten des Rathhauses in Belbert fand sich ein verschlossener Brief, der einen Trauring, einen anderen goldenen Ring und eine goldene Halskette enthielt. Ein Zettel trug die Worte: „Meinen Mann gab ich dem Kaiser — mein Geld für das Vaterland — mein Herz geb ich Gott!" Der Name der opferfreudigen Spenderin ist nicht bekannt.

* * *

Das dänische Kriegspressegesetz.

Das Kriegspressegesetz wurde vom Folkething in der vom Landsthing festgesetzten Fassung unverändert angenommen. Der Wortführer des Ausschusses des Folkething erklärte, der Ministerpräsident habe gegenüber dem Ausschuß versichert, daß er die Auffassung des Ausschusses theile, daß öffentliche Erwähnungen der fremden Kriegsführung, um nach dem Gesetz strafbar zu sein, aufhetzenden Charakter haben müßten. Sachliche Darstellung von Handlungen Kriegführender und eine ruhige Beurtheilung solcher seien, auch wenn sie tadelnder Art seien, erlaubt.

Mißvergnügen in Frankreich.

In dem Lebensbild des französischen Senators Eduard Herriot „gerät ein Heimmungsgeräusch, der auch der „Matin" gegen ihn schrie. Zwar erscheint die Gemeinschaft dieses Stimmungsbildes ein wenig abgeschwächt durch die Thatsache, daß Herr Humbert, ein ehemaliger Offizier, selber eine Zeit lang als Redakteur-Lieferant des „Matin" der treffliche Leiter der Raubzüge dieses edlen Organs gewesen war. Doch bekanntlich freuen sich die Engel mehr über einen reuigen Sünder als über zehn Gerechte, und so ist es billig, den Senator Humbert als den Ehrenmann gelten zu lassen, zu dem er durch die Feindseligkeit des „Matin" gestempelt wird. Mit umso größerem Recht darf man in ihm eine lautere Quelle der Wahrheit begrüßen, wenn er sich über die Stimmungen ausspricht, die in der letzten Zeit das französische Volk bewegen und nicht ohne politischen Rückschlag geblieben sind. Man muß einerseits den Zwang der Umstände und der Censur bedenken, andererseits den fröhlichen Optimismus, den der Senator Humbert bisher stets zur Schau getragen hat, um den Sinn seiner Worte voll zu würdigen. „Wäre es wahr," sagt er, „daß die bis jetzt so feste und ruhige öffentliche Meinung von einem Schatten des Pessimismus gestreift wurde? Wäre es wahr, daß einige der Franzosen, denen die Mühen und Gefahren des Schlachtfelds erspart blieben, sich durch das Zurückweichen unserer östlichen Verbündeten und die Verzögerung unserer Offensive auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu einem Gefühl der Enttäuschung bewegen ließen? Wäre es wahr, daß gewisse mißmuthige Gemüther sogar in den in England wie in Frankreich verfolgten Bestrebungen zur Verstärkung der Kriegsindustrien einen Vorwand zu Argwohn und Unruhe finden?" Es muß wohl wahr sein, denn nachdem Herr Humbert mit rethorischer Verneinung erklärt hat, er könne es nicht glauben, geht er alsbald, als würde er es doch glauben, zur Verabreichung der üblichen Beruhigungspillen über. Doch kaum hat er so gethan, und schon führt er selber dem Mißvergnügen neue Nahrung zu, indem er sich mit heftigen Gebärden auf die finanziellen Drückeberger stürzt: „Die französischen Finanzen müssen in der Lage sein, den unaufhörlich wachsenden Anforderungen des Budgets zu genügen. Hier wie überall begreift das französische Volk seine Pflicht. Die Arbeiter, Angestellten, Kleinbürger bringen den Obligationen der Nationalvertheidigung den immerfort sich erneuernden Strom ihrer Zeichnungen. Die sich zurückhalten, das sind reiche Gesellschaften, mächtige Kapitalisten, die dem Staat ihre Gelder versagen, in der Hoffnung auf einen vortheilhafteren Zinsfuß nach dem Krieg. Der patriotische Elan der wohlhabenden Deutschen ist von unseren Reichen nicht nachgeahmt worden. Aber den Gewissenlosen, die Schätze sammeln, während das Volk sich schlägt, erkläre ich ganz unverblümt: ihre Rechnung ist gefährlich. Wir werden nicht erlauben, daß sie sich der einzigen Pflicht entziehen, die ihnen obliegt. Und was sie nicht freiwillig und mit angemessenem Gewinne thun wollten, das werden sie mit Zwang und Verlust leisten müssen. Wir werden, wenn es nöthig ist, die Kriegsgewinne beschränken und den Reichthum aus den Schlupfwinkeln aufscheuchen, in denen er sich verbirgt. Wir werden den Egoisten und schlechten Franzosen in Erinnerung bringen, daß wir im Kriege sind und das Wohl des Landes das höchste Gesetz sein muß."

Das sind bittere und ungestüme Worte, die Herr Humbert aussprechen darf, weil er nur ein einfacher und nicht einmal sehr erheblicher Senator ist, dessen Regungen gänzlich unverbindlich sind; weil er, seitdem die Verleumdungen des „Matin" ihm die höheren Weihen verliehen, sich stets als politische Freizügler und bisweilen als enfant terrible gefiel und mit der herrschenden Oligarchie nur gelegentliche Beziehungen unterhielt, die ihm bis heute noch nicht einmal ein kleines Viceministerium eingebracht haben. Die Regierung des Herrn Viviani ist weit entfernt, für die Leute, deren Patriotismus auf einen besseren Zinsfuß zu warten weiß, dergleichen böse Gefühle zu hegen. Denn diese Leute, die Herr Humbert, ohne Zweifel als Dolmetscher volksthümlicher Empfindungen, die Egoisten und schlechten Franzosen zu nennen wagt, das sind ja eben die wahren Herren der französischen Republik die Gönner und Patrone der „nationalen" Regierung. Von ihnen erhielten die Briand, Millerand, Viviani und Genossen die Investitur im Austausch gegen Dienstleistungen, die durch den Krieg nicht geändert, sondern nur erschwert wurden. Heute, da dem mißleiteten Volk alle Opfer an Gut und Blut aufgeladen sind, ist es in der That schwerer als je, den ungeschriebenen Kontrakt zu erfüllen, der die „nationalen" Minister bindet, der antinationalen Selbstsucht des herrschenden Großbürgerthums zu dienen. Das sind die „schwierigen Aufgaben", wie der „Temps" kürzlich einen Artikel überschrieb, in dem er in einer verlegenen und andeutungsreichen Sprache von diesen Dingen handelte, natürlich ohne sie bei Namen zu nennen. Jedoch keine Unwürdigen hat die regierende Finanz auf den Schild erhoben. Man sah, wie neulich Herr Ribot, das in einem unbewachten Moment heraufbeschworene Gespenst der Einkommensteuer augenblicklich in der Versenkung verschwinden ließ, nachdem ein frostiges Schweigen ihn belehrt hatte, daß der französische Reichthum durch den Krieg nicht opferwilliger geworden ist. Die „nationale" Regierung denkt nicht daran, dieser Absage mit den rauhen Mitteln des Herrn Humbert entgegenzutreten. Kaltblütig, wie die Roty der Zeit und die Gleichheit der französischen Kopfe es erhalten müßte, die Schwerfälligkeit der Staatsmaschine aufzuhalten, hat sie es im Gegentheil durchgesetzt, daß jeder Privilegirte auch auf die Obligationen der Nationalvertheidigung aufgefordert wurde, vielleicht daß das Kapital sich um diesen Preis bereitfinden würde, dem Vaterland die Mittel zu öffnen. Was hat geholfen, wie trotzdem Herr Millerand das Gesetz gegen die Drückeberger durchsetzte und endlich, als es nicht mehr zu vermeiden war, die gefrorenen Zeit mit schlimmen Hinterthürchen aufzutauen wußte.

Auf den Kriegsministers Haupt hat sich der dumpfe Groll entladen, den das französische Volk gegen den Egoismus der herrschenden Klassen zu empfinden beginnt. Daß der Advokat Millerand sich im Militärischen nicht sonderlich bewährte, Alle man ihm wohl nicht so sehr verargt. Zwar nennt seine Lebensgeschichte einige strategische Züge, die von hohem Talent zeugen, doch nicht von einem Talent, das ihn ohne weiteres zu einem zweiten „Organisateur de la victoire" berufen erscheinen ließ. Er half die sozialdemokratische Partei begründen, um sie hernach zu verraten. Er hat sich, wie der ehemalige Ministerpräsident Combes ihm vorwarf, „an der Auflösung der Klöster bereichert", indem er als Advokat die Prozesse führte, die er als Minister mit verursacht hatte. Doch waren das in Wahrheit keine Thaten, die der Nation in den gegenwärtigen Umständen ein Recht geben würden, auf große Erwartungen große Enttäuschungen folgen zu lassen. Aber man hat ihm verübelt, daß er sich nur unwillig zum Kampf gegen das Drückebergerthum herbeiließ, nachdem er es zuvor durch wirkungslose Erlasse bekämpft hatte, die hauptsächlich dem Zweck zu dienen schienen, wirksame Maßregeln zu hintertreiben. So wurde die Annahme des Drückebergergesetzes zu einer Niederlage für Millerand, auf dessen Haupt sich nun all der Mißmuth zu sammeln scheint, der durch Joffres mißlungene Offensive, die Niederlagen der Russen, die Theuerung der Lebensmittel und anderes Mißgeschick erzeugt wurde.

Ins Politische übersetzt, hat solcher Mißmuth sich durch mancherlei böse Reden in beiden Häusern des Parlaments geäußert, von denen die Presse freilich nur das wenigste wiedergeben durfte. Noch heftiger aber ist, wie die Blätter zwischen den Zeilen erkennen lassen, die Bewegung in den Kulissen, wo die „heilige Einigkeit" immer weniger respektirt wird und namentlich auf der Seite der Radikalen ein Verlangen nach erhöhter parlamentarischer Kontrollgewalt gegenüber der Regierung sich kundgiebt, das der ohne Zweifel berechtigten Furcht vor dem wachsenden Einfluß der rechtsstehenden Parteien entspringt. Die Regierung aber scheint nicht abgeneigt, das volksthümliche Mißvergnügen und die Unruhe des Parlaments sich an Millerand austoben zu lassen. Herr Viviani ließ es geschehen, daß dieser Tage des Kriegsministers Werben um ein besonderes Vertrauenvotum im Senat unbeachtet blieb, und nachdem man ihm vor einiger Zeit schon in der Person des Sozialisten Albert Thomas einen Mitarbeiter beigegeben hatte, sind ihm nun in dem Gemäßigten Thierry und dem Radikalen Godard zwei weitere Stützen zugebilligt worden. Herrn Millerand, auf dessen Rücken man solchermaßen dem kränkelnden Burgfrieden aufzuhelfen versucht, bleibt damit nicht viel mehr als eine Scheinherrschaft übrig, doch mag er sich damit trösten, daß es seinen Kollegen in der Entente, dem russischen Kriegsminister Suchomlinow und dem englischen Marineminister Churchill noch übler ergangen ist. Mit ihnen bildet er nun ein finnbildliches Dreigestirn mit Namen Fiasko. Ob aber Millerands Opferung hinreichen wird, um die erschütterte Autorität des Ministeriums Viviani zu retten, bleibt bis auf weiteres zweifelhaft.

Krieger-Genesungsheim.

Eine bemerkenswerthe Einrichtung der Kriegsverwundetenfürsorge wurde in Stettin eröffnet, ein Kriegergenesungsheim im großen Remter des kgl. Schlosses, den der Kaiser für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hat. Etwa 150 verwundete Krieger sollen hier — in drei großen Räumen mit Nebengelaß, Garten und Veranda — dreimal wöchentlich Erholung, Anregung und auch leibliche Erquidung finden. Die Einrichtung ist vom Provinzialvorstand des Vaterländischen Frauenvereins getroffen und vom Oberpräsidenten v. Waldow mit einer Ansprache eingeweiht worden.

* * *

Volksfest im Lazarett der Kaiserin.

Am 21. Juli Nachmittags um 3 Uhr begann auf den Terrassen des Parkes Sanssouci ein fröhliches Treiben. Die Verwundeten aus dem Lazarett in Sanssouci feierten auf Einladung der Kaiserin ein Volksfest. Auf der Wiese waren Würfel- und Schießbuden aufgestellt, ein kleiner Theatertempel war errichtet, und Ausschreier traten in Thätigkeit. Die Verwundeten trugen bunte Papierkappen auf dem Kopf. Während der Kaffee an der mit Blumen geschmückten Tafel eingenommen wurde, brachten Oberregisseur R. J. Senius vom königlichen Schauspielhaus in Potsdam und der verwundete Komiker Weinreich lustige Verse zum Vortrag. Excellenz v. Richthofen bediente die Verwundeten mit Speisen und Trank. Im Auftrag der Kaiserin erschien die Hofdame v. d. Schulenburg. Dann folgten heitere Spiele, und die Verwundeten betheiligten sich, soweit sie dazu in der Lage waren, an Wurstschnappen, Sacklaufen und Hindernisrennen. Um 7 Uhr wurde das Abendbrot eingenommen, wobei die Musik des Gardejägerbataillons vaterländische Weisen spielte.

Im Weltkrieg quer durch Afrika.

5000 Kilometer Reise.

Nach fünf Monaten in Angola gestrandet.

Die „Neue Hamburger Zeitung" veröffentlicht den Brief eines Deutschen in Afrika, der von ganz ungewöhnlichen Erlebnissen zu berichten weiß:

Loanda (Angola), Portug.-Westafrika, 10. 6. 15.

. . . . Nach einer über fünfmonatlichen Wanderung quer durch ganz Afrika bin ich hier gestrandet und muß in Angola das Ende des Krieges abwarten. Ich bin an Bord des Dampfers . . .

Aus Kulo, Belgisch-Kongo (wohl Kulo, etwa 280 Kilometer ostwärts vom Meere) erhielten Sie unterschriftliche Mal kleine Lebenszeichen. Anfang September 1914 erhielten wir die Nachricht in Kulo, daß der europäische Krieg ausgebrochen sei. Gleich darauf bekam ich zwei Stunden Frist, Kulo zu verlassen und außer Landes zu gehen. Ich hatte inzwischen zwölf Filialen eingerichtet, die theilweise vierzehn Tage von dem zentralen Kulo und Kampala (in Uganda, am Nordufer des Viktoria-Sees) ab lagen. Alles mußte ich im Stich lassen. Mit 30 Trägern machte ich mich auf den Weg nach Uganda, um Kampala zu erreichen. An der Grenze wurde uns der Zutritt in das Ugandagebiet englischerseits verboten. Die Belgier erlaubten uns nicht, den Weg nach Deutsch-Ostafrika einzuschlagen, und so beschloß ich, meinen Weg durch den Sudan und Abessinien nach Aegypten, Kairo, zu nehmen. Am Nil dieselbe Zurückweisung wie im Kongo, keine Erlaubnis für Deutsche, englische Kolonien zu betreten. Da saß ich nun im Innern Afrikas und blieb mir nur die Route von 3000 Kilometern quer durch belgisches und französisches Gebiet zu wandern. Also los!

Es war meine Idee, unser Neu-Kamerun dort zu bekommen, wo es an den Kongofluß stößt; aber ich kam von meiner Route ab.

Eine Schilderung dieser Reise ist für Sie als alten Afrikaner nicht nöthig. An Hand einiger Stichwörter werden Sie sich schon das kaleidoskopartige Bild machen können: Urwälder, muffig, dumpfig, wochenlang sonnenloser Pfad, Nebenwege, Sümpfe, Belgier, uferlose Seen, brückenlose Flüsse, Alligatoren, Franzosen, Moskitos, Tropensonne, Tropenregen, wilde, feindliche Volksstämme, Schlangen, Skorpione und tausenderlei andere Unannehmlichkeiten. Einer meiner Angestellten erlag den Strapazen.

Dank der energischen Unterstützung, die ich bei allen islamitischen Häuptlingen fand, ging alles verhältnismäßig gut. Damals war von unserem Bündnis mit der Türkei noch nichts bekannt; der moslemitische Glauben an uns Deutsche rührte noch von unseres Kaisers Besuch in Marokko her.

Einmal begegneten wir unterwegs einer Karawane von 60 Trägern, deren weißer Führer an schwerer Malaria zurückgeblieben war. Man hielt mich für einen belgischen Offizier und übergab mir die 60 Kisten Munition, die gegen uns am Tanganjika und Kivusee bestimmt waren. Ich versenkte die etwa 300,000 Patronen alle in einem See und schickte die Träger fort. Da es keine Telegraphen in dem Kongo gab, hatte ich Gelegenheit, mich durch schnellere Märsche von dem Thatort zu entfernen und kam so nach Leopoldville (etwa 300 Kilometer von der Kongomündung). Hier wurde ich als Deutscher verhaftet, und da ich befürchtete, daß jeden Moment die Munitionsgeschichte publik werden könnte, was meinen Kopf gekostet hätte, entfloh ich und erreichte das benachbarte neutrale portugiesische Angola bei dem kleinen Städchen Noqui, gegenüber Matadi am Kongo. Pfennigslos, mit wallendem Vollbart, aber barfuß, mit einem zerfetzten ehemals weißen Anzug — ein richtiger Vagabund. Trotzdem zeigten sich die Portugiesen sehr gut, und es gelang mir, durch einige Schreibmaschinenreparaturen ein paar Groschen zu machen, so daß ich ein wenig Garderobe u. s. w. anschaffen konnte. Natürlich sind die Maschinen in solch kleinen Nestern nur in geringer Anzahl vorhanden. Ich klapperte St. Antoni, Colinda und Landona ab und kam so zur Hauptstadt Angolas, nach Loanda. Meine Absicht war, nach Las Palmas zu fahren, da aber der Passagepreis 1000 Milreis dritter Klasse betrug, mußte ich dies aufgeben. Um Südwest zu erreichen, versuchte ich allerlei; doch da zwischen Deutsch-Südwest und Angola am Kuenene Grenzstreitigkeiten bestehen, konnte man mir keine Erlaubnis ertheilen. So bin ich hier nur auf den Frieden angewiesen und sitze auf dem Dampfer . . . Es ist natürlich gräßlich, so ganz abgerissen in allen Sachen zu sein. Ich habe mich mit den maßgebenden Stellen bereits wegen einzuleitender Schritte bezüglich Entschädigung in Verbindung gesetzt. Ich hatte in Kulo in einem Jahre 45 Mille reinverdient, nachdem ich 13 Geschäfte und Lokalitäten auf 1 Milreis abgeschrieben hatte. Ich denke, wenn wir durchkommen, für Kulo eine große Gesellschaft zu organisiren, und bin mit größten Banken und Firmen schon seit Langem in Unterhandlungen . . .

Angola liegt zwischen Kongo und Kunene, Hauptstadt Loanda, 20,000 Einwohner, 400 Jahre im portugiesischen Besitz, große Festung, hübsche Straßen, Häuser, Alleen, selbst Kino, viele Autos — ein nettes Städchen.

Bei den Banken werden englische und deutsche Banknoten zu gutem Kurs hier eingewechselt; belgisches und französisches Geld wird refüsirt, woraus sicher die Stimmung zu erkennen ist. Post, Postanweisungsverkehr und Telegramme arbeiten exakt und zuverlässig. Natürlich nur die Reuter-Lügentelegramme kommen hier an"

Eine französische an eine deutsche Mutter.

„Die Mütter und Gattinnen sind die Opfer des Krieges".

Aus Wattenburg i. Obf. wird berichtet: Ein sprechendes Zeugnis dafür, daß der französische Kriegsschauplatz nicht nur alle Franzosen und Französinnen erfüllt, ist ein Brief, den eine Frau in Altkirch erhielt, deren Sohn längere Zeit bei einer französischen Familie in Hésingue in Unterkunft gewesen war. Dieser Brief einer französischen an eine deutsche Mutter hat in der Uebersetzung folgenden Wortlaut: „Hésingue-Elsaß, 3. Juli 1915. Liebe Frau! Entschuldigen Sie, bitte, die Freiheit, Ihnen zu schreiben. Es ist ein Versprechen, das ich Ihrem Sohne Franz gemacht habe, als er abreiste. Er hat mich gestern verlassen in der Hoffnung, in zwölf Tagen wiederzukommen, was ich von ganzem Herzen wünsche. Ich habe ihn 14 Tage im Quartier gehabt und kann ihn nur loben wegen seiner Güte und Höflichkeit. Ich beglückwünsche Sie dazu, einen so gut erzogenen Sohn zu haben. Er hat mir von Ihnen erzählt, von seinem Bruder, der gegen die Russen kämpft, und von seiner Schwester. Seit neun Monaten habe ich Soldaten im Quartier. Ich empfinde keinen Haß gegen einen Deutschen; denn wir Mütter und Gattinnen sind die Opfer des Krieges, und wenn das Unglück kommt, so werden wir, deutsche und französische Frauen, nur Augen haben, um zu weinen. Wie Sie, liebe Frau, habe ich meinen Gatten und meine Brüder im Kriege und seit neun Monaten keinen Brief mehr von ihnen erhalten. Wir sind sehr zu beklagen. Glauben Sie mir, daß mein Dasein nicht fröhlich ist. Augenblicklich haben wir nur noch die Hoffnung, die uns leben läßt. Ich schließe meinen Brief, liebe Frau, indem ich von Herzen wünsche, meinen Gatten wiederzusehen und Sie Ihren Sohn, denn dieser Krieg ist sehr traurig. Wir sind nicht zu tadeln, sondern nur zu beklagen. Empfangen Sie die besten Grüße von einer französischen Frau."

Ansprache des Schweizer Höchstkommandirenden.

Viel bemerkt wird einer Berner Meldung der „Politischen Korrespondenz" zufolge eine Ansprache, die der Schweizer Höchstkommandirende, General Wille, gelegentlich der Sempach-Feier hielt. Darin führte er aus, wenn die Schweiz auch hoffe, daß das Schwerste ihr erspart b